



Wege nach Westen – Wege nach Osten

Erinnerungen an eine Jugend in Deutschland

Jürgen Lehmann

Jürgen Lehmann
Wege nach Westen – Wege nach Osten

ZeitZeugnis

ZeitZeugnis.

Vitale Historiographien
aus den Wissenschaften

Hrsg. v. Hartwig Kalverkämper

Band 6

Jürgen Lehmann

Wege nach Westen – Wege nach Osten

Erinnerungen an eine Jugend in Deutschland

F Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Brunnen im Park Sanssouci, Potsdam © Leonid Andronov – stock.adobe.com

ISBN 978-3-7329-0736-6

ISBN E-Book 978-3-7329-9232-4

ISSN 2365-2403

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2021. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Für Anke

*„Der kommt am weitesten,
der nicht weiß, wohin er geht“*

Theodor Fontane

Inhalt

1	Vorwort	13
2	Frühe Kindheit (Schwiebus/Ostbrandenburg 1940–1945)	17
3	Erster Absturz in Dunkelheit, Ungewissheit und Existenzangst: Flucht und Nachkriegselend in der SBZ, Leben im real existierenden Sozialismus der frühen DDR, Phase I (Potsdam, Belzig/Mark 1945–1953)	21
4	Lichtblicke: Leben im real existierenden Sozialismus, Phase II (Werder/Havel, Potsdam 1953–1958)	89
5	Zweiter Absturz in Ungewissheit und Existenzangst: Flucht nach Westen. Entbehrungsreiche Neuorientierung im westlichen Nachkriegsdeutschland (Münster/Westf. und Hagen/Westf. 1958–1962)	129
6	Studienbeginn in Münster 1961/62	155
7	Zeit der Bereicherung und Reifung im „badischen Paradies“: Freiburg im Breisgau (1962–1974)	163
8	Aufbruch und geistige Rückkehr nach Osten: Tätigkeit als Slawist (Freiburg 1969–1974), Studien- und Forschungsaufenthalt in der Sowjetunion (Moskau und Leningrad 1971)	217
9	Abschied von Freiburg	249
10	Danksagung	257



Jürgen Lehmann

1 Vorwort

„Eine Jugend in Deutschland“ – dieser an berühmte Autobiografien wie Wilhelm von Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ oder Arthur Schnitzlers „Eine Jugend in Wien“ erinnernde Untertitel klingt einfach und unverfänglich, suggeriert vielleicht sogar die Darstellung einer von Kontinuität und Reifung, von organischer Vermittlung zwischen Ich und Welt geprägten Lebensphase, die spätestens seit Goethes Autobiografie „Dichtung und Wahrheit“ in zahlreichen, der Kindheit und Jugend gewidmeten Lebensberichten vorherrschend ist. Die folgenden Ausführungen werden hingegen aufzeigen, dass sich hinter dem eingängigen Titel etwas anderes verbirgt. Etwas, das im physischen und geistigen Unterwegssein von Ost nach West und von West nach Ost mit Diskontinuität, biografischen Brüchen und existenzieller Angst, mit dem permanenten Wechsel von Zerstörung und Neuanfang, Enttäuschung und Hoffnung, Verlust und Gewinn verbunden ist. Es wird deutlich, dass der Begriff „Deutschland“ dabei ein in drei Teile zerbrochenes politisch-geografisches Gebilde bezeichnet. Die „Jugend“ repräsentiert dabei eine von den Spannungen zwischen Osten und Westen und den daraus resultierenden Brüchen intensiv und nachhaltig geprägte Lebensphase. Die genannten Brüche haben sowohl negativ als auch positiv, sowohl hemmend als auch befruchtend gewirkt. Die mit ihnen verbundenen Fluchten, die Wege ins Ungewisse, waren begleitet von Angst und Orientierungslosigkeit. Sie haben mir darüber hinaus aber auch unbekannte, mich ungemein bereichernde, geografische und geistige Räume eröffnet. Diese Jugend in Deutschland ist zum einen in Manchem exemplarisch für Erlebnisse und Erfahrungen vieler um 1940 geborener Altersgenossen, besitzt zum anderen aber insofern ein be-

sonderes Profil, als sie in fast gleichen Teilen in Ost- und Westdeutschland stattgefunden hat und ungewöhnlich intensiv und vielfältig vom Gegensatz beider Gesellschaftssysteme geprägt worden ist. Die darauf bezogenen Aufzeichnungen sind ein Versuch, auf die Nachkriegszeit bezogene Fakten, Erlebnisse und Erinnerungen in die Ordnung einer Geschichte zu bringen, eine Art subjektiver Historiografie, ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder Genauigkeit, aber mit dem Anspruch, deutsche Nachkriegsgeschichte und ihre Wirkungen auf eine jugendliche Psyche für gegenwärtige Leser, insbesondere für Jugendliche, anschaulich erfahrbar zu machen.

Der genannte Ost-West-Gegensatz bestimmt auch die Struktur dieser Jugendautobiografie. Gewidmet in ihrem ersten Teil ist sie dem zwischen 1945 und 1958 Erlebten und Erfahrenen, unter ausführlicher Berücksichtigung der politischen und gesellschaftlichen Kontexte: den Schrecknissen der Flucht aus Ostbrandenburg vor der Roten Armee im Januar 1945, dem Überlebenskampf der Familie unter für Jugendliche der Gegenwart kaum vorstellbaren Lebensverhältnissen während der ersten Nachkriegsjahre, gefolgt von der Darstellung der seelischen und geistigen Entwicklung eines Jugendlichen im realsozialistischen Alltag in Städten des Landes Brandenburg (Potsdam, Belzig/Mark, Werder/Havel), im Spannungsfeld von orthodox-marxistischer Beeinflussung in Schule und Gesellschaft und systemkritischem Umfeld von Elternhaus und Kirche.

Der zweite Teil der Autobiografie gilt dem völlig anderen Leben in Westdeutschland, ausgelöst durch die von politischen Ursachen erzwungene Flucht aus der DDR in die Bundesrepublik im Jahre 1958. Geht es im ersten Abschnitt um die einmal mehr dem Flüchtlingsstatus geschuldete erneute Orientierungssuche in einer als fremd und abweisend empfundenen westdeutschen Gesellschaft der Adenauerzeit, so im zweiten um die erwähnten positiven Folgen von Fluchten, um das

Erobern unbekannter, inspirierender geistiger Räume, geht es um die erhoffte und letztlich geglückte Integration und mentale Ankunft im Westen, in Freiburg im Breisgau, wo sich in einem gänzlich anderen, von geistiger Offenheit, kultureller Vielfalt und sozialer Wärme geprägten Umfeld dank zahlreicher meiner intellektuellen und seelischen Habitus befördernder Begegnungen meine Begabungen entfalten konnten. Es gehört aber auch zu den Besonderheiten dieser Biografie, dass gerade hier, in äußerster Entfernung von meiner Herkunftsregion im Osten, die für mein weiteres Leben, für meine jahrzehntelange Tätigkeit als akademischer Vermittler zwischen Russland und Deutschland, maßgebliche geistige Rückkehr nach Osteuropa begonnen hat, gipfelnd, was meine Jugendzeit betrifft, in einem ungemein bereichernden Studien- und Forschungsaufenthalt in Moskau und Leningrad, mit dessen eingehender Darstellung diese Jugendaufbiografie endet.

2 Fröhe Kindheit (Schwiebus/ Ostbrandenburg 1940–1945)

Vom Anfang dieser Jugend in Deutschlands Osten künden neben Dokumenten und Erzählungen von Eltern und Verwandten erinnerte Bruchstücke, einzelne, kaum miteinander zu verbindende Szenen aus der frühen Kindheit, gleich Bildern aus dem Fotoalbum: Spiele im Garten mit dem Kindermädchen Irmgard, Picknick im Weinberghaus der Familie, Kutschfahrten und kindliches Schwatzen mit dem geliebten „Lapuli“, dem Bruder meiner Mutter, flüchtige Begegnungen mit einem sporadisch auf Fronturlaub weilenden und deshalb fremd erscheinenden Vater, Kämpfe mit einem aggressiven Gänserich, erste eigenständige Erkundungen der Stadt, Besuch von Tante Dora mit Tochter Renate aus Potsdam, der Morgen des 4. Geburtstages an einem trüben 5. November des Jahres 1944 – all das auf einem Bauernhof in Schwiebus, einer Kleinstadt im Brandenburgischen östlich der Oder, heute Swiebodzin in Polen. Beide Eltern entstammten diesem Ort, hatten sich dort kennen- und lieben gelernt, dort geheiratet. Meine Mutter wuchs auf genanntem Bauernhof auf, zu dem Land und Anwesen von ca. 25 ha gehörten. Der Hof gehörte seit dem frühen 18. Jahrhundert der Familie Schmidt, seine Besitzer galten als angesehene Ackerbürger der Stadt und seine Bewirtschaftung warf materiell so viel ab, dass alle Brüder meines Großvaters eine vorzügliche Ausbildung genossen und u. a. als hohe Beamte verantwortungsvolle Positionen im Auswärtigen Amt und bei der Deutschen Reichsbahn bekleideten. Der Großvater mütterlicherseits, Hermann Schmidt, war Hoferbe und Bauer. Meine Mutter hing mit geradezu abgöttischer Liebe an ihm, an diesem Hof und seinen Tradi-

tionen, sie hat sich mental nie von diesem Bereich lösen können. Mein Vater entstammte einer nach 1918 zugezogenen katholischen Familie mit neun Kindern. Seine Eltern besaßen vor dem Ersten Weltkrieg größere Ländereien, eine Ziegelei und ein Hotel in einem Gebiet im Osten von Deutschland, das nach dem Ersten Weltkrieg dem neugegründeten polnischen Staat zugeschlagen worden war. Das zwang die Familie Lehmann zur Aufgabe ihrer Besitztümer und zur Umsiedlung nach Schwiebus. Als überzeugter Katholik im überwiegend protestantischen Schwiebus anfangs argwöhnisch beobachtet, hatte er eine kleine, aber zunächst gut gehende Landmaschinenfabrik aufgebaut, die aber nach der Inflation Konkurs anmelden musste. Mein Vater sollte den Betrieb zusammen mit einem Bruder übernehmen und hatte deshalb Maschinenbau studiert. Der Konkurs machte ihn arbeits- und mittellos. Nachdem alle Versuche, eine eigene Existenz als Landmaschineningenieur aufzubauen, gescheitert waren, sorgte der bei der Reichsbahn in einflussreicher Position tätige Onkel meiner Mutter zu Beginn der 1930er Jahre für eine Stelle bei der Deutschen Reichsbahn. Als auf diese Weise für materielle Sicherheit gesorgt war, durften die Eltern 1932 nach langer Wartezeit endlich ihren Ehestand, wie man damals sagte, in Potsdam gründen, wo mein Vater bis 1945 als Beamter der Reichsbahn gearbeitet hat.

In dieser Stadt sind mein Bruder Klaus am 15. August 1936 und ich am 5. November 1940 geboren worden. Während der ersten Ehejahre lebte die Mutter aufgrund eines geradezu pathologischen Heimwehs allerdings mehr in Schwiebus als in Potsdam; ihr Mann muss sie sehr geliebt haben, dass er das so lange geduldig ertragen hat. 1941 übersiedelte sie mit uns Kindern ganz nach Schwiebus, während mein Vater aufgrund seiner bahntechnischen Kompetenz zunächst bei der deutschen Wehrmacht und ab 1943 wieder in Potsdam tätig war. Verursacht wurde der permanente Aufenthalt in Schwiebus zunächst durch die Folgen einer überaus schweren, fast tödlich verlaufenen Krankheit

meiner Mutter nach meiner Geburt im November 1940. Sie hatte drei Embolien im Körper, war von den Ärzten fast aufgegeben, genes aber wieder, allerdings sehr langsam. Das bedeutete einen halbjährigen Krankenhausaufenthalt in Potsdam und eine darauf folgende Erholungsphase in Schwiebus. Gepflegt wurde sie zu dieser Zeit vor allem von der erwähnten Tante Dora Kahlert, die später zur engsten Freundin meiner Eltern werden sollte; von ihr wird in diesen Erinnerungen noch öfters die Rede sein. Wieder genesen verwaltete meine Mutter dann ab Ende 1941 in Schwiebus in alleiniger Verantwortung den elterlichen Bauernhof für ihren im Krieg befindlichen Bruder. Mein Vater blieb – abgesehen von zwei Frontjahren in der Sowjetunion – an seiner Arbeitsstelle in Potsdam und besuchte uns an den Wochenenden, während der zwei Kriegsjahre allerdings auch nicht regelmäßig. Das hat sehr früh zu einer gewissen Distanz zwischen ihm und uns Kindern geführt – eine Distanz, die partiell sogar bis zur Ablehnung ging. Ich erinnere mich an eine Szene im elterlichen Schlafzimmer, wo ich die Eltern im Bett antraf und die Mutter ultimativ aufforderte, diesen mir fremden Mann aus dem Bett zu werfen. Auf ihren Hinweis, dass dies doch der Vater sei, den ich doch auch lieb hätte, kam meine Antwort: „Schick den wieder nach Russland, ich hab’ nur Lapuli (also meinen Onkel) lieb“. „Lapuli“ war zu Beginn seines Wehrdienstes nicht weit von Schwiebus entfernt stationiert, konnte also während der ersten zwei Kriegsjahre öfter seinen Bauernhof besuchen und wurde deshalb zu Beginn meiner Kindheit männliche Bezugsperson. Gemessen an diesen Umständen, vor allem aber an den vielfältigen und schweren Belastungen während der Kriegs- und Nachkriegsjahre, darf die fast vierzig Jahre währende Ehe meiner Eltern wohl als gut charakterisiert werden, geprägt von tiefer Zuneigung und Respekt voreinander. Bestimmend bei wichtigen Entscheidungen war meist mein Vater; im Allgemeinen wurden sie aber im Konsens getroffen. Der Vater wusste genau, dass

er bei allen für das Wohlergehen der Familie relevanten Problemen auf den praktischen Verstand seiner Ehefrau nicht verzichten konnte, insbesondere während der Nachkriegszeit. Die Existenz als ungeliebte Flüchtlinge in fremder Umgebung schweißte die Familie in dieser Zeit besonders zusammen; es galt, dass jeder für den anderen einstehen und ihn gegebenenfalls auch gegen die Einheimischen verteidigen musste, auch dann, wenn man beim Klauen von Lebensmitteln, Brennmaterial oder anderen lebenswichtigen Dingen erwischt wurde. Dies gab uns Kindern auch in schweren Zeiten seelische Sicherheit, hat aber auch dazu geführt, dass die Eltern später ihre heranwachsenden Söhne nur schwer aus ihrer Vormundschaft entlassen konnten.

Im Großen und Ganzen habe ich mich in meiner Familie immer wohl gefühlt, was meine Einstellung zu unserer Großfamilie, also zu Eltern, Bruder, Neffen und Nichten, deren Kindern etc., bis heute positiv beeinflusst hat. Die Erziehung von uns Kindern war streng, aber liebevoll. Mein Vater besaß durchaus autoritäre Züge, konnte auch laut werden, hat uns aber nie geschlagen, während meiner Mutter schon mal „die Hand ausrutschte“, wenn sie meinte, dass ihr Schimpfen nichts fruchtete. Als weniger erfreulich empfanden mein Bruder und ich seitens der Mutter die Fixierung auf gesellschaftliche Anpassung, seitens des Vaters auf schulischen Erfolg. Beides hat bei meinem Bruder Klaus, etwas später auch bei mir, ebenso zu Widerstand und familiären Konflikten geführt wie eine väterliche autoritäre Haltung, die auch in späteren Jahren unbedingte familiäre Solidarität im Denken und Handeln einforderte. Was in den Jahren unmittelbar nach 1945 unabdingbar fürs Überleben war, erwies sich später nicht selten als Ausgangspunkt z. T. heftiger Auseinandersetzungen, so, wenn die Eltern es nicht unterlassen konnten, sich in das Familienleben ihrer erwachsenen Söhne einzumischen oder wenn mein konservativ denkender Vater noch während der sechziger Jahre die politischen Überzeugungen seiner Söhne zu beeinflussen suchte.

3 Erster Absturz in Dunkelheit, Ungewissheit und Existenzangst: Flucht und Nachkriegselend in der SBZ, Leben im real existierenden Sozialismus der frühen DDR, Phase I (Potsdam, Belzig/Mark 1945–1953)

Deutlich konkreter werden die eigenen Erinnerungen an den Beginn der Flucht vor der Roten Armee Ende Januar 1945, einer Fahrt ins Ungewisse, der im Verlauf meines Lebens noch viele andere folgen sollten. Es gibt Momente im Leben, die sich tief in das Gedächtnis einbrennen, selbst wenn sie aus der frühen Kindheit stammen. Noch fast ein halbes Jahrhundert später, als ich im Sommer 2001 zum ersten Mal wieder Schwiebus besuchte, konnte ich meiner Frau noch genau die Stelle im großväterlichen Hof bezeichnen, an der der vollgepackte Leiterwagen zur Abfahrt bereit stand. Vor Augen habe ich noch heute das hektische Einpacken, die mit dem Ruf „Schnell, schnell! Tirschtigel (eine nicht weit entfernte Kleinstadt) brennt schon!“ ins Haus stürzende Tante Grete, den in der Abenddämmerung im Hof stehenden, vollgepackten Leiterwagen, die drum herumstehenden traurigen und verängstigten Nachbarn und im Ohr den Satz „Ja, denn müssen wir wohl“. Eile war geboten. Wie so viele Deutsche hatten auch meine Eltern viel zu lange den Durchhalteparolen der NS-Propaganda vertraut; außerdem lag es sicher auch an meiner Mutter, dass wir so spät aufgebrochen sind. Für sie, die mit fast abgöttischer Liebe am elterlichen Bauernhof hing, war es eigentlich undenkbar, diesen Ort für immer verlassen zu müssen. Erst, als mein Vater

von Potsdam aus eine Reichsbahn-Dienststelle in Posen anrief und dort eine russische Antwort erhielt, erkannte er die uns drohende Gefahr. Er ließ alles stehen und liegen, setzte sich in den nächsten Zug nach Schwiebus, um seine Familie und die seines Bruders abzuholen – ein Unternehmen, das aufgrund nicht ausreichender Vorbereitung und falschen Erwartungen notwendig scheitern musste. Der mit zehn Personen und viel zu viel Hausrat überladene Wagen kam nur langsam voran, bedingt auch durch eine höllische Kälte (über -20 Grad) und vereiste Straßen und Wege. Ich erinnere mich, dass ich mit meinem Bruder und den zwei kleinen Cousins in Teppiche eingehüllt in diesem unwirtlichen Gefährt lag, das sich von zwei Pferden gezogen rumpelnd in Richtung Westen bewegte. Mein Vater als einziger Mann agierte als Kutscher. Auch wenn er sich mit landwirtschaftlicher Tätigkeit auskannte, hatte er doch große Schwierigkeiten, die schwer arbeitenden, auf der vereisten Straße immer wieder ausrutschenden und deshalb unruhigen Pferde zu lenken. Als Route hatte er eine Nebenstraße ausgewählt, was sich zunächst als Segen, dann aber als Fluch erweisen sollte. Segensreich war die Entscheidung, weil zur gleichen Zeit russische Panzer auf der Hauptstraße in Richtung Westen, nach Frankfurt an der Oder, vorstießen und gnadenlos die sie behindernden Flüchtlingstrecks zusammenschossen. Auch wir wären wohl kaum lebend in Frankfurt angekommen, wenn sich mein Vater für diesen Weg entschieden hätte. Doch auch die Wahl der Nebenstrecke erwies sich als Fiasko, mit fürchterlichen Folgen für unsere Familie. Denn diese vereiste Route befand sich in keinem guten Zustand, völlig ungeeignet für den schweren Wagen, und so kam es wie es kommen musste: Es brach ein Rad, und für meinen Vater war eine Reparatur in grimmiger Kälte und Dunkelheit unmöglich. Wir drohten zu erfrieren, als plötzlich wie ein Rettungsendel ein versprengter Rotkreuz-Wagen der deutschen Wehrmacht neben uns hielt und die Frage ertönte: „Haben Sie Kinder im Wagen? Die erfrieren Ihnen, wir nehmen sie mit“. Zusammen mit

Tante Claire, der Schwester meines Vaters und Tante Grete, der Schwester meiner Mutter, wurden wir vier Kinder in das Auto verfrachtet; meine Eltern und das Kindermädchen Irmgard blieben zurück und gerieten kurz danach in eine für alle drei schreckliche sowjetische Gefangenschaft.

Als nächstes Bild steigt aus der Erinnerung ein Flüchtlingslager in Frankfurt/Oder empor, ein schmutziges Strohlager, überaus kärgliche Verpflegung, ein widerlicher, kinderfeindlicher Verwalter, verzweifelte, orientierungslose Erwachsene. Nach kurzem Aufenthalt zogen wir von dort weiter nach Potsdam und richteten uns in der inzwischen geplünderten Wohnung meiner Eltern notdürftig ein. Jeden Tag gingen wir zur Langen Brücke, über die sich Tage und Wochen ein nicht enden wollender Strom von Flüchtlingswagen ergoss, immer von der Hoffnung begleitet, endlich den Wagen mit unseren Eltern zu erblicken, nicht wissend, dass er niemals kommen würde. Gefährdet blieben wir auch hier, denn der Krieg war noch nicht zu Ende, und so erlebten wir noch die fürchterlichen Bombenangriffe der westlichen Alliierten, insbesondere das verheerende Bombardement vom 14. April 1945, bei dem das alte Potsdam in Schutt und Asche versank. Da sich unsere Wohnung in der Alten Königsstraße am Rande des Zentrums befand, waren wir unmittelbar betroffen, und doch geschah hier ein zweites Rettungswunder: Unser Haus blieb verschont, während fast die gesamte Umgebung zerstört wurde; die letzten Leichen sind erst Anfang der fünfziger Jahre aus den Schuttbergen geborgen worden. Verankert in meinem Gedächtnis sind der dunkle Luftschutzkeller mit einer einsam brennenden, von den Detonationen erzitternden Kerze und ein großes, mit der Sehnsucht nach den Eltern verbundenes Angstgefühl, das ich – so die Erzählung meiner Tante Grete – jedes Mal mit dem Singen des Liedes „Wenn ich ein Vöglein wär, käm ich zu dir“ zu überwinden suchte.

Kurze Zeit danach übersiedelten wir für einige Wochen nach Wilhelmshorst bei Potsdam. Dort besaß der jüngste Bruder meines Groß-

vaters, also der Onkel meiner Mutter, ein Haus, das er mit seiner Frau Emma in kinderloser Ehe bewohnte. Als wir dort eintrafen, war Onkel Wilhelm gerade von den Sowjets abgeholt worden, wahrscheinlich aufgrund seiner früheren Tätigkeit als Beamter im Auswärtigen Amt, das reichte wohl, den Pensionär zu internieren. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Möglicherweise ist einer seiner flotten Sprüche wahr geworden: Wenn er irgendetwas abwehren wollte, pflegte er zu sagen „Lieber tot im Massengrab“. An die Zeit bei Tante Emmi erinnere ich mich nur ungerne. Die geizige, zänkische alte Frau war uns Kindern wenig gewogen und durch den plötzlichen Verlust ihres Mannes und durch die Einquartierung weiterer Personen besonders unleidlich; ich weiß noch, dass ich sie durch das Sammeln von Kienäppeln, also von den Zapfen der reichlich vorhandenen Kiefern, als Heizmaterial gnädiger stimmen wollte, was aber nur bedingt gelang. So war schließlich auch hier kein Platz in der Herberge, und wir zogen weiter nach Belzig, in eine kleine Kreisstadt im Südbrandenburgischen, wo wir dann acht schwere Jahre verbrachten. Tante Emmi verschwand für immer aus unserem Gesichtskreis.

Die Kreisstadt Belzig, seit einigen Jahren Bad Belzig, liegt ca. 50 km südlich von Berlin im Fläming, einer recht schönen Hügellandschaft mit großen Kiefernwäldern und kargen Sandböden. Sie wurde damals von ca. 6000 Menschen bewohnt, zu denen sich aber nach Ende des Krieges eine Vielzahl von Flüchtlingen gesellte. Die Einwohnerzahl vergrößerte sich um fast ein Drittel, was die Stadt vor fast unlösbare Aufgaben betreffs Unterbringung stellte. In rasch aufgebauten, überaus primitiven Baracken lebten noch Ende der vierziger Jahre zahlreiche Menschen unter höchst problematischen hygienischen Bedingungen, was immer wieder die Errichtung von Isolierstationen gegen Typhus, Ruhr und Fleckfieber erforderte. Mein vierjähriger Cousin Hansi ist hier 1947 an

Typhus gestorben. Das Provinznest Belzig („Belzig, Belzig – keen Aaas meld' sich“ sangen wir als Kinder) war zwar von den Zerstörungen des Krieges verschont geblieben, hatte aber kurz vor Kriegsende unter Angriffen von Tieffliegern zu leiden, die auch noch wenige Tage vor Kriegsende auf alles schossen, was sich bewegte. Einem dieser Angriffe wäre ich fast zum Opfer gefallen. Ziel der Flugzeuge war der Belziger Bahnhof, aber auch die in Luftlinie nicht weit entfernten Wohngebiete wurden nicht verschont. Das geschah auch so an einem sonnigen Vormittag. Ich kleiner Depp hörte das Brummen der Maschinen und wollte sie mir genauer ansehen, wurde aber in letzter Minute von einer Tante in den Kellereingang gerissen; einige der Schüsse haben mich nur knapp verfehlt. Nach der Kapitulation am 8. Mai 1945 litt die Stadt Belzig genauso wie alle anderen deutschen Gemeinden an den Folgekosten des verlorenen Krieges. In Südbrandenburg hatte die deutsche Wehrmacht unter General Wenck noch den Endsieg retten sollen, was während der letzten Wochen vor der Kapitulation Zehntausende von Soldaten das Leben kostete, Felder und Wälder in der Umgebung von Belzig noch lange Zeit in schrecklicher Weise zeichnete. Nach der Übergabe an die Rote Armee am 4. Mai füllte sich die Stadt mit Flüchtlingen und ehemaligen Wehrmachtsangehörigen; zu letzteren gehörte auch mein geliebter Onkel „Lapoli“, der einige Monate nach Kriegsende aus nur kurzer Gefangenschaft bei uns auftauchte und dann bis zu seiner Verheiratung 1951 fünftes Glied unserer eigentlich vierköpfigen Familie gewesen ist.

Belzig bildete den vorläufigen Endpunkt unserer Odyssee, weil dort der jüngste Bruder meines Vaters mit Ehefrau Hilde und zwei Töchtern lebte. Onkel Robert betrieb mit einem Kompagnon eine kleine Eisenwarenhandlung mit Reparaturbetrieb. Auch diese Verwandten bereiteten uns einen nicht gerade herzlichen Empfang, bedingt durch räumliche Enge und den Mangel an allem. Hinzu kam aber noch eine andere, innerfamiliäre Problematik. Mein Vater entstammte einer streng katho-

lischen Familie, hatte aber evangelisch geheiratet, verbunden mit der Einwilligung, dass mein Bruder und ich protestantisch erzogen werden sollten. Das hatten ihm einige seiner Geschwister nicht verziehen, und zu ihnen gehörten Onkel Robert und seine Frau. Sie waren uns also – vorsichtig ausgedrückt – in mehrfacher Hinsicht nicht besonders gewogen, wir ihnen aber auch nicht. Tante Hilde erwies sich als eine unfreundliche Frau, ihren Ehemann Robert habe ich vor allem als jemanden in Erinnerung, der in der Kleinstadt Aufmerksamkeit zu erregen suchte, indem er bei öffentlichen Veranstaltungen in pseudo-bayerischer Tracht, angetan mit Seppelhose und Kniestrümpfen, und bewaffnet mit einem Fotoapparat herumstolzerte. Uns Kinder behandelte er wie Luft. Mir ist von diesem Ehepaar kaum ein Wort der Zuwendung im Gedächtnis geblieben, die wenigen Gaben, die wir hin und wieder von Anderen erhielten, wurden rücksichtslos eingezogen, und ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an ein Streitgespräch mit Tante Hilde um den Verbleib eines Eies. Das hatte uns eine mitleidige Seele geschenkt, und mein Bruder fragte nach dessen Verbleib. Die Tante sagte, sie habe es in die Suppe getan, worauf mein Bruder bemerkte, dass dann doch die Suppe ein wenig gelb sein müsse, so sei es bei unserer Mutter gewesen. Darauf die Antwort der Tante: „Dann geh doch zu deiner Mutter“ (die, wohlgemerkt, zu dieser Zeit als tot galt).

Da die beiden Tanten Grete und Claire auch nicht weiter für uns sorgen konnten, spitzte sich die Lage für meinen Bruder und mich Ende Mai 1945 gefährlich zu. Wie erwähnt galten unsere Eltern als tot bzw. verschollen, und so behandelte man meinen Bruder Klaus und mich mehr und mehr als Waisen, sprach offen darüber, uns zur ältesten Schwester meines Vaters, zur stockkatholischen Tante Anna, nach Hoyerswerda zu schicken. Diese zeigte auch eine gewisse Bereitschaft, uns aufzunehmen, trotz schrecklicher Schicksalsschläge. Ihr Ehemann war als Sanitätsoffizier in Holland tödlich verunglückt (sein Fahrer hat-